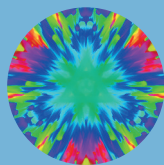


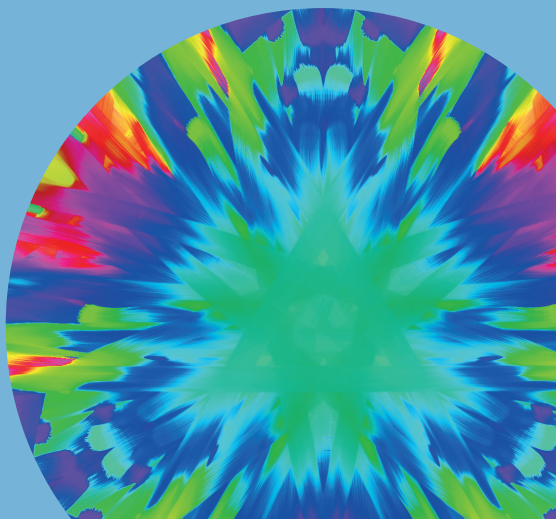
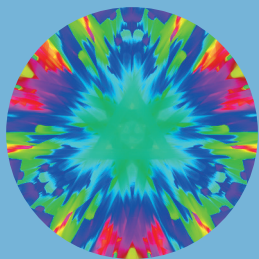
Yla M. von Dach



Das Konterfei

Eine Welt
in Spiegelsplittern

verlag die brotsuppe



Yla M. von Dach
Das Konterfei

verlag die brotsuppe



Yla M. von Dach

Das Konterfei

Eine Welt in Spiegelsplittern

verlag die brotsuppe

KONTERFEI

Konterfei, zu frz. contrefait = nachgebildet, zu : contrefaire = nachmachen, nachbilden [spätlat. contra-facere: gegen - machen] veraltet, noch altertümelnd oder scherzh.) : Bild[nis] : an den Wänden hingen die –s seiner Ahnen.

Duden – Deutsches Universalwörterbuch

KALEIDOSKOP

Das Wort Kaleidoskop stammt aus dem Griechischen und bedeutet: schöne Formen sehen. Konkret lauten die drei Wörter: κάλος (kalós) »schön«, εἶδος (eidos) »Form, Gestalt« und σκοπεῖν (skopéin) »schauen, sehen, betrachten«.

»... Il s'est brisé le miroir magique, où je me revoyais identique,
Et en chaque fragment fatidique je ne vois qu'un fragment de
moi-même – Un fragment de toi et de moi!...«

Fernando Pessoa, Oeuvres poétiques d'Alvaro de Campos

Für MM, D.G. und all jene,
die jede und jeder auf seine Art für mich die Frage beantwortet
haben, die am Schluss dieses Buches und natürlich auch ganz am
Anfang steht.

Das Zimmer

Im Raum hängt das Licht wie ein Schleier, dessen Nebelgrau von Glimmer funkelt. Es erscheint so als ein luftiger Verwandter des Gesteins Granit, das in der Tiefe der Gebirge das Gewicht der Welt zu winzigen, glänzenden Splittern kristallisiert. Ausbreitet auf grauen Bändern, die sich vielleicht einmal unbefahren durch die Länder der untergehenden Sonne ziehen, blitzt in diesen Splittern Licht im Licht, als tanzten zwei Liebende ununterbrochen den Tanz einer ekstatischen Vereinigung, die allen Gesetzen der Schwerkraft und der Zeit entrückt einen fremden Glanz in die irdische Atmosphäre wirft und das menschliche Auge blendet.

Das Konterfei liegt in einem breiten, altmodischen Bett ganz hinten in der schattigsten Ecke des Zimmers. Schwach, dünn, ausgewalzt wie ein Abziehbildchen fühlt es sich so gewichtlos, dass ihm die eigene Existenz plötzlich als etwas Zweifelhafte erscheint. Es ist davon kaum etwas Greifbares mehr übrig geblieben, abgesehen von einer dünnen Folie aus Angst, die ihm noch ein Gefühl des Daseins gibt, das es allerdings hätte missen mögen. In gewissem Sinn besteht das Konterfei, eingestandenermaßen, nur aus einem unbegreiflichen, längst sinnlos gewordenen Wider-

stand, als wäre das seine eigentliche Natur, die aber irgend einmal unweigerlich der Natur des Ganzen weichen müsste, der sie entsprungen ist.

Entsprungen! Das Konterfei meint sich vage zu erinnern, in grauer Vorzeit einen Irrtum begangen zu haben, der ihm seitdem anhängt, wie einem Kometen der Schweif, nur dass das Konterfei sich damit nicht wie ein Komet vorkommt: Anstelle des Leuchtenden, anstelle der Lichtspur hat es bis zum heutigen Tag eine Pechsträhne durch das Weltall der Zeit geschleppt, deren Düsternis nicht nur sein Dasein überschattet, sondern das Konterfei schliesslich selbst zu einem Schatten gemacht hat, dem Schatten meiner selbst.

Bei den einen hängen die Konterfeis an den Wänden, schön gerahmt. Es sind die Konterfeis der Ahnen. Bei mir ist das Konterfei pure Gegenwart, das Bild dessen, was aus dem Rahmen fällt. Kaum drehe ich mich um, habe ich das Konterfei vor Augen, das so aussieht, wie ich aussehen könnte, wo mich niemand sieht. Sieht es mich? Blickt es nach aussen, wie ich nach innen blicke? Es sagt nichts. Es spricht nicht, es geistert durch meine Innenräume, bildnishaft, es spukt durch meine Gedanken, ich werde es nicht los. Ist *es* der Quälgeist, oder bin *ich* es? Zu leiden scheinen wir beide. Woran?

Im Zimmer hängt ein grosser Spiegel, in dem der Raum eine Tiefe bekommt, die ihm sonst abgeht. Eine unsinnige Sehnsucht befällt das Konterfei jedes

Mal, wenn es in diesen imaginären Raum hineinblickt, in dem ebenfalls jemand zu sehen ist, den es als sich selbst zu betrachten gelernt hat, wie fremd ihm die Gestalt auch scheinen mag. Die Sehnsucht gilt nicht der Gestalt, sondern dem Unfassbaren, das in dem Spiegelbild aufscheint.

Die Wirklichkeit im Spiegel gleicht einem Traum.

Das ist eine Welt, in der man sich schwerelos durch Gärten, Wälder, Städte bewegen kann, als wäre alles Licht, nur Licht.

Das Konterfei träumt. Es sieht sich in dieser Welt als Palme beim Betrachten einer Palme, als Grün im Grün, es ist nichts als ein sich unablässig wandelndes Kaleidoskop von Farben, Formen, ein Tanz wie von aufblühenden und welkenden Blüten, den keine Trauer beschwert, den nichts aufhält. Einen Augenblick lang fühlt das Konterfei sich selbst wie alles und nichts von alledem. Es atmet und jeder Atemzug gibt ihm eine neue, flüchtig aufleuchtende Gestalt, in der es sich erkennt und wieder vergisst. Es spürt in den Farben eine Art vulkanische Kraft – oder jenes Feuer der Edelsteine, das weder brennt noch erkaltet.

Des Konterfeis Geschichte steht in keinem Geschichtenbuch geschrieben. Stünde sie in einem, würde es diese mit Sicherheit nicht wiedererkennen, oder es meinte, in unzähligen Bildern das seine wiederzuentdecken oder etwas Verwandtes, was möglicherweise auch es hätte sein können.

Tatsächlich erinnert das Konterfei sich an nichts, womit eben allem und jedem die Tür offen steht, soweit jedenfalls, wie das Konterfei sich gehen lässt, soweit wie diese Jahrtausendmüdigkeit, die es empfindet, seine Widerstände ausgebleicht hat bis zur Unkenntlichkeit.

So liegt das Konterfei in seinem grossen altmodischen Bett zuhinterst in der schattigsten Ecke des Zimmers wie in einem auf unbekanntem Meeren treibenden Kahn: ein Bild der Unwirklichkeit. So fühlt es sich: ein Bild der Schwäche, wie manchmal Menschen sind mit durchsichtiger Haut und Augen, in denen Sehnsüchte gewütet haben wie Feuersbrünste, einst – und jetzt glüht darin ein ganz eigenes Schwarz, das wenigen als ein verheissungsvolles Tor erscheint.

Der Raum, in dessen hinterster Ecke das Konterfei in seinem Kahn liegt, ist von einem Licht erfüllt, wie es Räume in alten Häusern sind, deren holzgetäfelte Wände die durch Laubwerk einfallende Sommerhelle hinter halb geschlossenen Jalousien in einen glimmenden Schatten verwandeln. Nicht nur das Bett ist altmodisch, auch das Haus und die unsichtbare, parkähnliche Umgebung sind altmodisch, sie sind fast so unwirklich wie das Konterfei selbst: Ein Bild der Sehnsucht kann nur unwirklich sein.

Des Konterfeis Gedanken gleichen reglos tanzenden Staubbahnen im Licht. Schräg durchqueren sie

seinen Kopf, sichtbar und durchsichtig zugleich, und wenn es sie fassen will, greift es ins Leere.

Ich hingegen spüre Worte. Ich fürchte –, es ist mir ein Rätsel. Ich schaue weg und das Konterfei ist immer noch da.

Das Konterfei hätte sich in eine Müdigkeit stürzen mögen wie ins Meer und darin ertrinken. Seltsamerweise scheint dies ein Ding der Unmöglichkeit zu sein. So müde es ist, so durchscheinend und dünn, so tief es sich in seinen grossen, mit Daunendecken und Daunenkissen wohl versehenen Kahn verkriecht, das Konterfei bleibt hartnäckig, ich weiss nicht wie, präsent.

Wenn es auch vergessen haben mag, was gewesen ist, scheint es doch nicht vergessen zu können, was nicht gewesen ist und daraus erwächst mir eine schmerzliche, eine unerträgliche aber offenbar unausweichliche Gegenwart.

Man ginge nicht unbedingt falsch, wenn man behaupten wollte, das Konterfei möge zwar leiden, aber es leide gewissermassen an nichts, es sei denn an seiner Einbildung. Das Konterfei wäre durchaus imstande, solche Beobachtungen eigenhändig zu notieren, es brauchte dazu weder Psychologen noch sonst irgendwelche Beobachter von Zivilisationskrankheiten. Auch mich nicht, würde es sagen, wenn es etwas sagen würde.

Das Leiden an nichts, das heisst an seiner Einbildung, so hat das Konterfei sich das zurechtgelegt, sage

ich, ist das Übel par excellence, an dem die Menschheit leidet. Das Leiden erwächst aus dem, was der Mensch zu einer Zeit, da er noch wehrlos, sprachlos, denjenigen ausgeliefert ist, die das Sagen haben, eingeformt bekommt und entsprechend als Vorstellung ausgebildet hat. Die Formen dieses Leidens sind so vielfältig wie die Menschen selbst.

Die Tatsache, dass es anerkannte und nichtanerkannte Leiden gibt, welche letztere je nach Epoche und Kultur des menschlichen Kollektivs, das darüber befindet, variieren, bestärkt das Konterfei noch in der furchtbaren Überzeugung, die sich, so unhaltbar sie scheinen mag, doch unverrückbar in ihm hält.

Während das Konterfei dünn und unwirklich und in Gedanken versunken in seinem Kahn liegt, sterben allerdings Tausende von Menschen, die auch in ihren Betten liegen oder im Garten stehen vielleicht, unter den Bomben, die andere Menschen auf ihre Häuser werfen, andere liegen auf der blossen Erde, die nichts mehr hergibt, und es ist nicht des Konterfeis Unwirklichkeit, die von ihnen nur Haut und Knochen übrig gelassen hat, sondern eine sogenannte harte, unbarmherzige Wirklichkeit, die aber offenbar niemand in den Griff bekommt.

Ach ja! Auch hinter Bomben stehen Vorstellungen. Und welche Rolle spielt die Natur? Sie scheint anderen Gesetzen, jedenfalls nicht den menschlichen Vorstellungen, zu gehorchen, was das Leiden in einem gewissen Sinn vollkommen macht.

Die Staubbahnen flimmern in des Konterfeis Kopf. Die Granitsplitter schneiden ihm in die Seele. Es könnte aufstehen und einen Apfel essen. Aber das Konterfei bleibt liegen. Es gibt überaus viele Todesarten, denke ich. Es gibt welche, die sterben an Bomben, die andere getroffen haben. Es gibt welche, die sterben an einem in ihrem Kopf explodierenden Warum. Wer wollte das bestreiten?

Ich erinnere mich aber auch, irgendwo gelesen zu haben, der Mensch, der zur Welt komme, erfahre seine Geburt unweigerlich als den sicheren, entsetzlichen, unbegreiflichen Tod.

Von der Ohnmacht

Wie es kommt, dass der grosse Spiegel plötzlich schwarz ist, hätten wir nicht sagen können.

Aber so ist es. Ich hätte schwören können, dass das Konterfei in seinem grossen, altmodischen Bett sass, ja, es war hochgefahren es blickte zum grossen Spiegel hinüber, es fühlte sich sogar ein bisschen kräftiger als eben noch, als hätte der Schrecken, der ihm aus dem Nichts in den Nacken gesprungen war, die Lebensgeister in ihm aufgestachelt. Das Konterfei starrte zum Spiegel hinüber, das hätte ich schwören können, und darin ist jetzt nichts als Schwarz.

Vielleicht ist unvermittelt die Nacht hereingebrochen?

Doch wir befinden uns nicht in Breitengraden, in denen die Sonne, wenn sie untergeht, die Tageshelle mit einem Schlag in undurchdringliche Finsternis stürzt. Da, wo wir beheimatet sind, gibt es die Dämmerung, und wenn die Nacht hereinbricht, so tut sie das langsam, gleitend vielmehr, und ist man draussen, in einer Natur, die von Unberührtheit zumindest noch etwas ahnen lässt, scheint diese Natur in eine lautlose Andacht versunken, während die Nacht aus der Höhe des Himmels niedersinkt. Etwas Atemloses liegt in dieser Ruhe, die die Dunkelheit zu erwarten scheint wie eine Geliebte den Geliebten, etwas Unausprech-

liches geschieht in der einfallenden Dämmerung, das am Himmel die Sterne entzündet, denkt das Konterfei und wird selbst ganz andächtig dabei.

Und nun ist der grosse Spiegel schwarz, aber mit der Nacht hat das nichts zu tun. Das Konterfei blickt zum Spiegel hinüber und da ist nichts!

Auch das Konterfei selbst scheint wie vom Erdboden verschwunden in seinem Kahn, von dem im Spiegel kein Eckchen mehr zu sehen ist, während das Zimmer ringsum noch immer in jenem sommerlichen Halbschatten liegt, durch den die Lichtbahnen flimmern. Der Spiegel ist ein schwarzes Loch, und des Konterfeis Augen fallen da hinein wie in einen Brunenschacht. Es sieht die Lichtbahnen nicht mehr, es starrt in ein Schwarz, das nichts hergibt, kein Bild, das seine nicht und auch kein anderes.

Mir fährt es kalt den Rücken hinunter. Es gähnt uns da ein Loch entgegen, dessen Finsternis alles, was wir sind oder zu sein glauben, zu verschlingen droht.

Der Spiegel ist eine Bresche in unserer Welt, die ihre Zuverlässigkeit verloren hat und fremd geworden ist, und das Konterfei, das sich eben noch so zellophan dünn und unwirklich vorkam, fühlt sich jetzt wie eine jener Figuren, die entstehen, wenn man flüssiges Blei in kaltes Wasser wirft. Auch ich fühle mich fallen, versinken, nicht im Wasser, aber in dieser Spiegelnacht, und zugleich scheint mir, ganz entfernt, ich falle nirgendwo anders hin als in mich selbst und ich bin ein schwarzes, undurchdringliches Nichts. Mich schwindelt.

Es hätte Schlaf sein können, ein grosses Selbstvergessen, was uns da entgegengähnte, es hätte Tod sein können. Ohnmacht war es so oder so: Es war ein Versinken, ein Verschwinden, das mit uns geschah, ohne dass wir etwas dagegen vermochten.

Das Gefühl des Dahinschwindens zog uns als blasse Ahnung durchs Bewusstsein, flüchtig wie ein Kometenschweif.

Ob wir bleiben, ob wir gehen wollen, das steht vielleicht in unserem Willen, es steht nicht in unserer Macht. Wir werden geliebt, wir werden gegangen, ganz unabhängig von uns selbst, wenn auch ganz und gar *mit* uns selbst! Noch nie habe ich meine Lebensbedingungen als derart prekäre Angelegenheit wahrgenommen.

Ich bin zwar bisher allabendlich eingeschlafen, wenn man ringsum schlief. Ich bin mir selber entschwunden, irgendwann in der Nacht, und irgendwann am Morgen bin ich aufgewacht, auch ohne Wecker. Das alles hat sich mehr oder weniger unabhängig von mir selbst, doch mit grosser Regelmässigkeit, abgespielt wie alles, was den Stempel des Normalen trägt. Entsprechend dem stillen, insgeheim rabiaten Einvernehmen, das den fragenden Menschen von Kind an in die gebührenden Schranken weist, habe ich an meinem täglichen Verschwinden, das man Schlafen nennt, denn auch nichts Beunruhigendes gefunden.

Es war normal. Normal ist gut. Normal ist ein fragloser Mutterschoss, in dem der Mensch sich geborgen fühlen darf.

Einmal bin ich zwar in Ohnmacht gefallen, als Kind. Das war nicht normal. Die Mutter hat es mir erzählt. Ich selbst hatte nichts davon bemerkt. Die Mutter hat mir an der Nase die Mitesser ausgedrückt. Das weiss ich noch.

Hinterher, als man mir wieder aufgeholfen hatte, empfand ich eine grosse Verwunderung, die jedoch stumm blieb, bis ich das Ganze wieder vergass. Jetzt steht sie auf einmal in voller Blüte da. Als hätte sie Wurzeln geschlagen, wäre ins Kraut geschossen, über Jahre unbemerkt, hätte Knospen getrieben, Blüten, auf dem Boden der verrottenden Erinnerung, und verströmte nun den Duft einer kaum aufgeblüht schon leise welkenden Erkenntnis:

Von einem Augenblick auf den anderen ist der ganze, sich seiner selbst und seiner Welt bewusste Mensch imstande, einem Zustand anheim zu fallen, der ihn sich selber entzieht und einem ihm unbekanntem Gesetz unterwirft.

Schlaf, Tod oder Ohnmacht.

Ohnmacht so oder so!

Das Konterfei fährt auf wie von der Tarantel gestochen. Der Gedanke, dass so vieles mit ihm von ihm selber